

sitzt Goethe, den Wirt über Weg und Verhältnisse ausforschend, an einem Kachelofen, der für die enge Schenkstube fast zu mächtig scheint. Das Haus ist überfüllt von Franzosen, die, in Kampfhahnstellung, mit gereizten Stimmen sich um den Vorrang streiten; aber die geräumige Stube und das beste Bett hat der Wirt sorglich vorbehalten für einen etwaigen deutschen Reisenden von Reputation.

Paul Götze trug selber dem Gebieter das Nachtmahl auf, bei welchem das sehr schwarze Brot des Landes und der Schinken nicht fehlten. Auch eine von den kostbaren Bouteillen Rheinwein, die Freund Jacobi dem scheidenden Gast im Wagen verstaubt hatte, wurde entkorkt. Der durchnäßte Mantel des Herrn Geheimen Rates hing über einem Stuhl im Bereich der Ofenwärme. Ein wenig Zigeunerwirtschaft war dem Dichter, der schon in Italien als ein rechter Künstlerbursch gelebt hatte, eben recht. Also morgen in der Nacht würde man in Münster ankommen. Goethe saß, nachdem Paul Götze das Geschirr abgetragen hatte, noch eine Weile in Gedanken. Wo mochte der Herzog zu dieser Stunde sein? Man war voneinander geschieden, als das Regiment in der Gegend von Koblenz kantonierte. Der Wirt kam und machte, einen Leuchter in der Hand, an der Tür eine Reverenz. Der Herr Geheime Rat erhob sich und stieg, die Hände auf dem Rücken vereinigt, den blauen Oberrock bis unter das Kinn zugeknöpft, mit jener gewissen Gebundenheit der Bewegungen, die ihm eigen war, die knarrende Treppe empor zu seinem Schlafgemach.

IM ZEICHEN WEIMARS

VON HERMANN BAHR.

Es war ein Unglück für die Nation, daß nach der Auflösung der barocken Lebensform das deutsche Bürgerthum in den Bann der sogenannten „Aufklärung“ geriet. Unermüdlich, genügsam, dienstwillig, gab es sich schon zufrieden, wenn ihm nach sauren Wochen ein paar stille Stunden des Ausruhens gegönnt wurden. Es hatte keine Zeit, erst viel über den Sinn des Daseins nachzugrübeln: er war ihm gegeben, er drang sich ihm auf, die Forderung des Tages sprach ihn laut genug aus. Das Wort Verdienst bekam einen Doppelsinn: wer verdiente, war nun verdienstlich. Arbeit wurde das Maß des vom Bürgersinn geformten Lebens. Dogmatischer Streit hatte sich bis zur Erschöpfung ausgetobt. Daß man glaubte, war noch selbstverständlich, aber woran man glaubte, blieb fortan der Stimme des eigenen Gewissens freigestellt. So bildete sich Jedermann, nach Goethes Wort, sein eigenes „Christentum zum Privatgebrauch“ aus. Denn, um wiederum mit Goethe zu sprechen, „daß man glaube, galt nun für wichtiger als was man glaubt“. Die mächtigste Gestalt des Jahrhunderts, an der sich aus tiefer Bedrückung und fast völliger Verzweiflung die Zuversicht des Vertrauens auf die Sendung der Nation allmählich wiederum erhob, Friedrichs des Großen unwiderstehlich dämonisch bezauberndes Bild, ein Mythos schon bei Lebzeiten, und ein handfester, ein verpöfpter, mit allerhand persönlichen Marotten und Wunderlichkeiten, bei guter Laune so drollig, als wenn er eben erst frisch aus einem alten deutschen Märchen stiege, genügte dem Andachtsbedürfnis des tätigen Bürgers vollauf. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Daten des siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie“, bestätigt Goethe. Da der Bürger nun an dem alten Fritz

einen Mythos hatte, und einen höchst lebendigen, der sich nicht lange besann, gelegentlich auch mit dem Krückstock dreinzufahren, was friedlichen Bürgern, weit vom Schuß, ja stets ein ganz besonderes Vergnügen bereitet, meinte man hinfort es mit einem vagen Gefühl für die Gottheit über den Sternen bewenden lassen, jede bestimmte Glaubensform aber getrost entbehren zu können. Damals begann der deutsche Bürger zu betuern, er fühle sich seinem Gott auf Bergeshöhen viel näher als in der Enge dumpfer Kirchen; der Hochtourist, auch ein Kind jener Zeit, schien fortan ein ausreichender Ersatz für den Christen. An Protestanten wundert einen das eigentlich kaum. „Der protestantische Gottesdienst“, sagt Goethe, „hat zu wenig Fülle und Konsequenz, als daß er die Gemeinde zusammenhalten könnte; daher geschieht es leicht, daß Glieder sich von ihr absondern und entweder kleine Gemeinden bilden oder ohne kirchlichen Zusammenhang neben einander geruhig ihr bürgerliches Wesen treiben. . . . Fehlt es dem protestantischen Kultus im ganzen an Fülle, so untersuche man das einzelne, und man wird finden, der Protestant hat zu wenig Sakramente, ja er hat nur eins, bei dem er sich tätig erweist, das Abendmahl; denn die Taufe sieht er nur an anderen vollbringen, und es wird ihm nicht wohl dabei Ein solches Sakrament dürfte aber nicht allein stehen; kein Christ kann es mit wahrer Freude, wozu es gegeben ist, genießen, wenn nicht der symbolische oder sakramentische Sinn in ihm genährt ist. Er muß gewohnt sein, die innere Religion des Herzens und die der äußeren Kirche als vollkommen eins anzusehen, als das große allgemeine Sakrament, das sich wieder in so viele andere zergliedert und diesen Teilen seine Heiligkeit, Unzerstörlichkeit und Ewigkeit mitteilt.“ Meint man hier fast einen Katholiken zu hören, der sich dann in den Wahlverwandschaften und am Ende des zweiten Faust ja noch deutlicher offenbart, so läßt es dieser Kryptokatholik aber gelegentlich auch an lebhaften Versicherungen nicht fehlen, ein aufrechter Protestant und gewaltiger Antipapst zu sein, „da doch der Papst, der Antichrist, ärger als Türk und Franzosen ist,“

und schließlich wirft er sie dann bei Gelegenheit auch allesamt in denselben Topf der Verdammnis:

„Mit Kirchengeschichte, was hab ich zu schaffen?

Ich sehe wieder nichts als Pfaffen;

Wie's um die Christen steht, die Gemeinen,

Davon will mir gar nichts erscheinen.“

Oder an anderer Stelle: „Es ist die ganze Kirchengeschichte Mischmasch von Irrtum und von Gewalt.“ Oder gar: „Die Lehre von Christo ist so ein Scheiding, das mich rasend macht.“ Auch Luther verschont der Bann Goethes nicht: ärger kann man die Reformation nicht beschuldigen als durch die Klage zur Zeit der französischen Revolution: „Franztum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehemals Luthertum es getan, ruhige Bildung zurück.“

Der Vergleich stimmt, aber es hieß doch sonst:

„Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,

Der Prediger steht zur Wache,

Und daß der Erbfeind nichts erreicht,

Ist aller Deutschen Sache.“

Goethe ließ sich eben keine Gelegenheit entgehen, sämtliche Meinungen, die man über etwas überhaupt haben kann, der Reihe nach durchzuprobieren und auszukosten. Er hat gelegentlich von jedem Glauben genascht, bis er sich an jedem den Magen verdarb und es schließlich bei der „anhaltenden Entsagung“ bewenden ließ, dem letzten Ergebnis seiner Lebenskunst. Karl Justus Obenausers gehaltvolle Schrift über „Goethe in seinem Verhältnis zur Religion“ (Verlag Eugen Diederichs, Jena 1921) ergibt zuletzt Goethes völligen Verzicht auf allen geformten Glauben, da doch alle Kirchen, dem gemeinen Volke zur tröstenden Beruhigung unentbehrlich, am Ende dem Gebildeten nichts zu bieten haben, was er sich nicht aus eigener Kraft reiner, inniger und verlässlicher selber holen könnte. Durch sein böses Beispiel verführt, begann der gebildete Deutsche sich vom Glauben abzuwenden; Offenbarung schien ihm fortan unnötig, jeder kann sich, was er zu seiner Seligkeit braucht, aus dem eigenen Herzen holen. Religion wurde Privatsache. Auch die Romantik half da nicht ab, schon weil ihr doch,

wonach immer sie griff, in ein anmutiges Geistesspiel zerrann. Selbst ihre reinste Gestalt, Novalis, hat, als sein magischer Liebesblick das Mittelalter traf, es in ein bloßes Wunschbild der eigenen Sehnsucht verzaubert. Der allein noch das angestammte deutsche Wesen, das mit der Auflösung des Barock zerging, ungeschwächt, wenn auch verworren, in sich trug, der herrliche Kleist, ist von allen verkannt worden. Daß ihn selbst Goethe mißverstand, ist ein nationales Unglück, nachwirkend noch bis in unsere Tage. Goethe, Schiller und Kleist — welches Dreigestirn der deutschen Dichtung! Es wäre die Vollendung gewesen, es hätte uns den Narrentanz des jungen Deutschlands, und auch noch des jüngsten und allerjüngsten, erspart. Aber unser deutsches Volk hat erst durch sein ungeheures Erlebnis der Gegenwart zur Besinnung auf sein eingeborenes Wesen aufgeschreckt werden müssen, um erkennen zu lernen, was es an Kleist hat: den reinsten Ausdruck der ihm verordneten Art. 1923 erschien (bei Rösl in München) Arnold Zweigs Ausgabe der sämtlichen Werke Kleists, das war der Auftakt zur Besinnung; die deutsche Jugend fand ihren Dichter wieder. Es folgte, 1925, Friedrich Braigs herrliches Buch (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München), ein Meisterwerk, das uns nicht bloß den Geisteskern der tragischen Gestalt Kleists enthüllt, sondern uns zum erstenmal erkennen lehrt, was bisher immer übersehen wurde: daß auch Kleist auf dem Wege zur Klassik war, aber zu einer anderen als der von Weimar, zu einer nationalen und darum auch religiösen, ja katholischen. Wäre Kleist beschieden worden sich zu vollenden, so hätten wir neben der Klassik Weimars, dieser Klassik der „Aufklärung“, einer heidnischen Klassik, eine zweite, gleich hohen Ranges, aber gläubig, wodurch frommen Deutschen, gar aber Katholiken, ihr höchst wunderliches Verhältnis zur klassischen deutschen Dichtung erspart geblieben wäre: sie bewundern zu müssen, aber mit dem Stachel im Gemüt, ob sie sie denn guten Gewissens bewundern dürfen. Unsere klassische Dichtung ist ungläubig, ja fast widergläubig, und da sie sich doch eingestehen muß,

daß die Dichtung Gott nicht entbehren kann, entscheidet sie sich für den ungefährlichen Plural, sie hält sich an die Götter Griechenlands. Auch dadurch in ihrem Gewissen nicht ganz beruhigt, fanden gläubige Protestanten und Katholiken den Ausweg, Kunst nicht ganz ernst zu nehmen, sondern als ein bloßes Spiel der Phantasie, bei dem man sich schon einmal etwas gehen lassen darf: Beschäftigung mit Kunst bekam einen Beigeschmack von Allotria. Guten Katholiken schien es darum rätlich, lieber an der Literatur überhaupt nicht teilzunehmen, und da doch aber der Gebildete schließlich nicht ganz darauf verzichten will, entstand eine Art frommer, gut gesinnter Winkelliteratur, in der dem Mangel an Talent die gute Meinung aushelfen sollte. Die deutschen Katholiken sonderten sich vom nationalen Schrifttum ängstlich ab und spannen sich immer mehr in sich ein, es schien oft schon fast, als sollte der Glaubensspaltung nun auch noch eine künstlerische folgen. Gegen diese Flucht in ein katholisches Ghetto, gegen diese Kleingläubigkeit, gegen diese Verzweiflung an der eigenen Kraft, gegen diesen Unglauben an den eigenen Glauben, gegen diese Bereitschaft, sich zu Heloten degradieren zu lassen, erhob unser verehrter Karl Muth zuerst seine reine, von Lebensmut und wenn es die Sache will, auch von heller Kampfeslust schwellende Stimme. Nicht bloß die Katholiken horchten auf, aus der seit Jahren gewohnten Ergebung in eine geistige Winkelexistenz erwachend, nein! der Ruf zwang die ganze Nation zur Besinnung auf das Recht der deutschen Katholiken, in allen Fragen des deutschen Geistes zur Entscheidung mitzuraten und mitzuwirken. Das wollen wir ihm niemals vergessen! An Versuchen, die Katholiken im Rate der Nation sachte zurückzudrängen, wird es auch künftig nicht fehlen, es gibt leider auch Katholiken genug, sogar sehr gute, die lieber in der Ecke stehen, aus Furcht, durch Berührung mit dem bösen Geiste der Zeit selber von ihm angesteckt zu werden. Gerade darum tut uns ja die Herzstärkung durch Muths gewaltigen Glauben an den Sieg des katholischen Geistes so dringend not!